

HOLGER SIEVER

Komplexe Translationstheorie

Übersetzen im 21. Jahrhundert



**Innovation in Didaktik, Theorie und
Praxis von Sprache und Translation 8**

**Herausgegeben von
Holger Siever
und Don Kiraly**

HOLGER SIEVER

Komplexe Translationstheorie

Übersetzen im 21. Jahrhundert



AVMpress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München 2021
© Thomas Martin Verlagsgesellschaft, München

Umschlagabbildung: Die 150 Meter lange Goldene Brücke im Ba-Na-Hills-Resort in Danang, Vietnam © shutterstock, Hien Phung Thu

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urhebergesetzes ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Nachdruck, auch auszugsweise, Reproduktion, Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung sowie Digitalisierung oder Einspeicherung und Verarbeitung auf Tonträgern und in elektronischen Systemen aller Art.

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit größter Sorgfalt erarbeitet und geprüft. Weder Herausgeber, Autoren noch Verlag können jedoch für Schäden haftbar gemacht werden, die in Zusammenhang mit der Verwendung dieses Buches stehen.

e-ISBN (ePDF) 978-3-96091-578-2
ISBN (Print) 978-3-96135-012-4

AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München
Schwanthalerstr. 81
D-80336 München
www.avm-verlag.de

Inhalt

1. Einleitung	11
2. Grundlagen: Ein bisschen Theorie muss sein	21
2.1 Warum überhaupt Theorie?	21
2.2 Warum eine funktionalistische Theorie?.....	26
2.2.1 Übersetzen heißt strategisch handeln.....	26
2.2.2 Folgen des strategischen Vorgehens	32
2.2.3 Texte haben nicht nur Bedeutung	35
2.3 Übersetzungsrelevante Textanalyse	46
2.3.1 Textexterne Merkmale	51
2.3.2 Textinterne Merkmale.....	61
2.4 Das Modell des Strategischen Übersetzens	72
2.4.1 Übersetzungsstrategien.....	73
2.4.2 Vertextungsstrategien.....	77
2.4.3 Sinn und Zweck des Strategiemodells.....	87
2.5 Funktionalismus und darüber hinaus	88
3. Was bisher geschah: ein Kapitel Translationsgeschichte	91
3.1 Die Anfänge des Übersetzungsdenkens in Antike und Mittelalter	91
3.2 Der Umschwung in der Neuzeit	100
3.2.1 Der erste Wendepunkt: Von der Aufklärung zur Romantik.....	103
3.2.2 Der zweite Wendepunkt: Die Folgen des Zweiten Weltkriegs..	114
3.2.3 Die Auffächerung des Übersetzungsdiskurses in Paradigmen ..	119
3.2.4 Linguistik, Hermeneutik, Funktionalismus	123
3.3 Übersetzen in der Postmoderne.....	138
3.3.1 Dynamisierung, Totalität, Komplexität, Relationalität.....	139
3.3.2 Letztbegründung und Postfundamentalismus.....	148
3.3.3 Figuren des Übergangs: Vermeer und Derrida.....	150
3.4 Stand der Dinge: Epistemische Grundlagen einer jeden Translationstheorie zu Beginn des 21. Jahrhunderts.....	164
3.4.1 Wechsel der Episteme.....	164
3.4.2 Dekonstruktion: Der Einstieg in den Ausstieg.....	169
3.5 Ein nachmetaphysischer Translationsbegriff	184

4. Die Komplexe Translationstheorie.....	195
4.1 Grundlagen der interpretationstheoretischen Translationstheorie	195
4.2 Der interpretationstheoretische Ansatz	200
4.2.1 Interpretation und Inferenz	206
4.2.2 Abduktion und Implikation	213
4.2.3 Implikatives und abduktives Übersetzen.....	222
4.3 Erweiterung der Grundlagen: Komplexes Denken	229
4.4 Die drei Traditionsstränge.....	240
4.4.1 Der erste Traditionsstrang	242
4.4.2 Der zweite Traditionsstrang.....	244
4.4.3 Der dritte Traditionsstrang	245
4.5 Komplexes Translationsmodell.....	247
4.5.1 Umgebungsvariablen und Eingangsvariablen.....	250
4.5.2 Eingangsvariablen: Komplexitätsstufen	251
4.5.3 Eingangsvariablen: Dimensionen	254
4.5.4 Eingangsvariablen: Perspektiven.....	256
4.5.5 Das dreidimensionale, dreistufige Zweiperspektivenmodell der Translation.....	258
4.6 Ausblick	262
5. Die Anwendung der Semiosestrategien.....	267
5.1 Grammatische Informationen	267
5.1.1 Funktion 1: Gerundium.....	269
5.1.2 Funktion 2: Relativsatz	270
5.1.3 Bedeutung, Funktion, Information: indirekte Rede	272
5.1.4 Bedeutung, Funktion, Information: Gerundialsätze	274
5.1.5 Bedeutung, Funktion, Information: Verbalperiphrasen	278
5.1.6 Pronomen: Grammatische Bezüge und semantischer Gehalt ...	282
5.2 Semantische Informationen	283
5.2.1 Hybride Wörter 1: <i>Finnegans Wake</i>	283
5.2.2 Hybride Wörter 2: »Bedeutungslose« Sätze in <i>Finnegans Wake</i> ..	289
5.2.3 Hybride Wörter 3: <i>Grande Sertão: Veredas</i>	299
5.2.4 Hybride Wörter 4: <i>Hochwissenschaftlich</i> von James Krüss	307

5.3 Übersetzungen von Werbeslogans.....	309
5.3.1 Eine Messe als Schlüssel zum Markt.....	311
5.3.2 Passende Mode für Männer.....	314
5.4 Wort-für-Wort-Übersetzungen bei peripheren Sprachen.....	315
5.4.1 Hethitisch.....	315
5.4.2 Baskisch.....	317
5.4.3 Hindi.....	322
5.4.4 Japanisch.....	325
5.5 Intersemiotische Übersetzungen.....	330
5.5.1 Übersetzen von Noten in Musik.....	331
5.5.2 Audiovisuelles Übersetzen.....	333
5.5.3 Sonstige Formen intersemiotischen Übersetzens.....	337
6. Die Anwendung der Vertextungsstrategien	341
6.1 Beispiel 1: <i>Gigante</i> – Wort oder Titel?.....	341
6.2 Beispiel 2: <i>Gigante</i> – thematischer Bezug.....	348
6.3 Beispiel 3: <i>La era quinquè</i>	350
7. Was kann die Komplexe Translationstheorie leisten?	355
8. Literatur.....	361

In jedem wahren Denken und Leben steckt ein bestimmtes Risiko; wer aber sich und sein eingelebtes Weltbild nicht riskieren will, der taugt nicht zum Denken. (Mannheim 1964: 621)

Um die Ehre der Vernunft zu retten, wird es darauf ankommen, daß man zu *übersetzen* versteht. (Derrida 2006b: 215)

Sage mir, was du vom Übersetzen hältst, und ich sage dir, wer du bist. (Heidegger 1984: 76)

Der schlechte Übersetzer stellt sich keine Fragen. (Gerald Maass, 27.06.2019)

1. Einleitung

»Im Anfang war das Wort« – so beginnt das wohl meistübersetzte Buch der Welt: die Bibel. Auch das Übersetzen begann – historisch gesehen – mit dem Wort. Die ersten schriftlichen Übersetzungen von einer Sprache in eine andere konnten naturgemäß erst nach der Erfindung der Schrift vor rund 5.000 Jahren erfolgen. Die ältesten erhaltenen Übersetzungsdokumente reichen ebenfalls bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurück. Zu ihnen zählen altbabylonische Inschriftentafeln in sumerischer und akkadischer Sprache oder – etwas später – der berühmte erste (überlieferte) Friedensvertrag der Weltgeschichte nach der Schlacht bei Kadesch (1274 v. Chr.) zwischen dem ägyptischen Pharao Ramses II. und dem Hethiterkönig Hattušili III. Das Übersetzen als Tätigkeit ist somit fast genauso alt wie das Schreiben und begleitet die Menschheit als Kulturtechnik seit Jahrtausenden.

Da aus der Frühzeit des Übersetzens zwischen 3000 v. Chr. bis zum Beginn der klassischen Antike um ca. 500 v. Chr. kaum Zeugnisse übersetzerischer Reflexion vorliegen, sind wir auf Spekulationen angewiesen und können eher im Rückschluss aus der in der Antike und im Mittelalter geführten Grundsatzdebatte auf frühere Verhältnisse schließen. Es ist lediglich belegt, dass bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. in Mesopotamien das Wort-für-Wort-Übersetzen praktiziert wurde (Vermeer 2000: 88).

Da alles, was mit Sprache zu tun hat, um das Wort kreist, dürfen wir vermuten, dass sich die ersten Übersetzer und Übersetzungsdenker in der Frühzeit des Übersetzens um möglichst wörtliche Übersetzungen bemühten, die auch heute noch für viele den Maßstab schlechthin dafür bilden, was eine gute Übersetzung sei.

Um die Zeitenwende herum, kurz vor Christi Geburt, war es kein geringerer als der römische Rhetoriker und Philosoph Cicero (106 v. Chr.–43 v. Chr.), der als einer der ersten vom wörtlichen Übersetzen abkam und als neuen Maßstab den Sinn einführte. Mit seinem Diktum, dass man nicht *verbum pro verbo* – also Wort für Wort – übersetzen, sondern den Sinn der Worte zur Grundlage des Übersetzens machen solle, setzte er eine Grundsatzdebatte über die Wörtlichkeit oder Freiheit der Übersetzung in Gang. Von nun an verteidigten Traditionalisten das wörtliche Übersetzen, während progressiven Übersetzern das sinngemäße Übersetzen als Standard galt.

Weitere 2000 Jahre später kommt es zu einer neuen Zäsur. Hans Vermeer führt mit dem Begriff des *Skopos* die Zweckorientierung als neuen Maßstab des Übersetzens ein. Damit ist die Trias »Wort–Sinn–Zweck« geboren. Zu der

antiken Grundsatzdebatte um das wörtliche vs. sinngemäße Übersetzen (mit den Stichworten Treue vs. Freiheit) ist eine moderne Grundsatzdebatte um das sinngemäße vs. zweckgemäße Übersetzen (mit den Stichworten Äquivalenz vs. Skopos) hinzugetreten.

In der Vergangenheit wurden die Debatten so geführt, als könne oder solle der eine, neu eingeführte Begriff den jeweils älteren Begriff ersatzlos ablösen und an dessen Stelle treten. Mit der Trias »Wort–Sinn–Zweck« sind aber drei ganz unterschiedliche Dimensionen bezeichnet, die nebeneinander bestehen und nicht gegeneinander ausgespielt werden können. **Es ist an der Zeit, die Eindimensionalität des traditionellen Denkens durch ein dreidimensionales Denken abzulösen.**

Im Laufe der Argumentation werden wir feststellen, dass selbst die Trias »Wort–Sinn–Zweck« nicht ausreicht, um die Komplexität des Übersetzungsprozesses angemessen abzubilden. Um den Grundgedanken der Abkehr vom eindimensionalen Denken und der Hinwendung zum dreidimensionalen Denken zu erklären, reicht sie aber vorerst aus. In Kapitel 4 wird die Trias um weitere Begriffe ergänzt, so dass sich ein noch komplexeres Modell ergibt.

Traditionell sind wir gewohnt, das Übersetzungsverhältnis zwischen Ausgangstext und Zieltext **eindimensional** als unidirektionalen Pfeil darzustellen: $AT \rightarrow ZT$. Die Eindimensionalität zwingt uns, einen Parameter anderen möglichen Parametern gegenüber vorzuziehen. Die sich daraus ergebende **Simplifizierung des Übersetzungsverhältnisses** mag zwar der Komplexitätsreduktion dienen, führt aber zu einer unangemessenen Darstellung und Reflexion des zugrundeliegenden Sachverhalts.

Das eindimensionale Denken wurde bereits ausführlich vom deutschen Philosophen Herbert Marcuse (1967) kritisiert, weil es die technologische Rationalität auf die Spitze treibt und dadurch in Irrationalität umschlägt. Auch der französische Philosoph Edgar Morin (1990; 2008) hat sich gegen die simplifizierende Modellbildung ausgesprochen und mit seiner Philosophie des komplexen Denkens einen Weg zur Bildung komplexer wissenschaftlicher Modelle gewiesen.

Statt am eindimensionalen Pfeilmodell ($AT \rightarrow ZT$) festzuhalten, möchte ich für das dreidimensionale Denken plädieren und veranschaulichen, wie dies am Beispiel des Übersetzens aussehen könnte. Wenn wir die drei grundlegenden Begriffe Wort, Sinn und Zweck mit den drei räumlichen Dimensionen Länge, Breite und Höhe vergleichen oder gleichsetzen, entsteht ein dreidimensionales Koordinatensystem mit einer x-, einer y- und einer z-Achse. Statt eines Translationspfeils erhalten wir einen **Translationsraum**.

Die Sache hat allerdings zwei Haken, die wir zunächst einmal ausräumen müssen: Erstens, wenn man die Sinnkomponente vom Wort löst, bleibt vom Wort als Sinnträger nur die **Form** übrig. Die Trias muss also korrekterweise Sinn–Zweck–Form heißen. Zweitens unterscheiden wir heutzutage zurecht zwischen Sinn und Bedeutung. Meist geschieht dies derart, dass für eine kleinere semiotische Einheit (wie dem Wort) der Ausdruck »Bedeutung« reserviert ist und für größere semiotische Einheiten (wie dem Text) der Ausdruck »Sinn« gebraucht wird. Auch wenn diese Unterscheidung nicht von allen Wissenschaftlern durchgängig eingehalten wird, sollten wir hinter diese differenzierte Ausdrucksweise nicht zurückschreiten. Es ist daher ratsam, zwei Ebenen zu unterscheiden: Die Ebene des Sagens (Bedeutung) und die Ebene des Meinens (Sinn).¹

Die **Trias Sinn–Zweck–Form** bezieht sich auf die übergeordnete Ebene des Meinens, die wir später auch als textexterne Perspektive bezeichnen werden. Hinzu tritt die **Trias Bedeutung–Funktion–Information**, die wir später behandeln werden und die sich auf die Ebene des Sagens bzw. die textinterne Perspektive bezieht.

Aufgrund dieser beiden Perspektiven, die man gegenüber dem Zeichenmaterial einnehmen kann, ergeben sich zwei dreidimensionale Koordinatensysteme mit jeweils einer x-, y- und z-Achse. Diese Komplexitätssteigerung ist gewollt und soll dazu dienen, den komplexen Translationsprozess (nahezu) in seiner gesamten Komplexität abzubilden, statt ihn – wie traditionell üblich – auf einen Faktor (Wort oder Sinn) zu reduzieren.

Wie dieses doppelte Koordinatensystem, das einen doppelten Translationsraum eröffnet, als komplexes translatologisches Denkmodell aussieht und funktioniert, ist in den nächsten beiden Kapiteln herzuleiten und in Kapitel 4 darzustellen.

Die hier vorzustellende **Komplexe Translationstheorie** beruht auf einem postfundamentalistischen Philosophie- und Wissenschaftsverständnis. Komplex ist sie, weil sie die reduktionistische und simplifizierende Modellbildung traditioneller wissenschaftlicher Theorien ablehnt und stattdessen für einen holistischen Theorieaufbau und eine plurifaktorielle Modellbildung eintritt. Postfundamentalistisch ist sie, weil sie zudem Letztbegründungen positivistischer oder jeglicher anderer Art verwirft.

¹ Die Unterscheidung zwischen Sagen und Meinen, auf die wir uns hier stützen, geht auf den englischen Sprachphilosophen H. P. Grice (1957) zurück; ausführlich dazu: Rolf (1994).

Die Möglichkeit der Letztbegründung orientiert sich metaphorisch am soliden Grund und Boden, den die Erde uns bietet (ein letztbegründetes Argument »hängt nicht in der Luft«), und metaphysisch orientiert sie sich am Vorliegen eines asymmetrischen Punktes, der uns in der Philosophie mal als Gott, mal als Vernunft, mal als Natur begegnet. „Gott ist tot“, lautete Nietzsches Diktum², das sich nicht nur gegen das Christentum wandte, sondern vor allem als Absage an die Möglichkeit der Letztbegründung zu verstehen ist.

Die hier in ihren Grundzügen vorzustellende postfundamentalistische Komplexe Translationstheorie markiert also einen wesentlichen Einschnitt und begründet ein neues Paradigma.³ Die Phänomene, die sie beschreibt, sind weder Dinge noch Personen, sondern Prozesse und Funktionen. Die Komplexe Translationstheorie ist eine konsequente Prozesstheorie der Translation, für die selbst körperlich fassbare Dinge wie Texte keine »Dinge« sind, sondern Prozesse. Ebenso sind körperlich fassbare Personen wie die Übersetzer keine »Personen«, vielmehr zerfallen sie in verschiedene Rollen oder Funktionen (AT-Rezipient, ZT-Produzent usw.). Dinge und Personen werden nicht mehr als Totalität (abzählbarer Elemente, Merkmale usw.) verstanden, sondern als potentiell indefinite **Relationenbündel**. Alle von der Komplexen Translationstheorie in Anspruch genommenen Begriffe sind nicht statisch zu verstehen wie die traditionellen Begriffe, sondern dynamisch.

Am Beispiel des Buches ist dieser Umschwung gut zu veranschaulichen: „Die Idee des Buches“ verweist „immer auf eine natürliche Totalität“ (Derrida 1983: 35), nämlich zum Beispiel auf eine endliche Totalität der Seiten oder eine endliche Totalität der Bedeutungen. Eine Folge der postmodernen Prozessontologie ist, dass ein Text nicht mehr »eine Bedeutung hat«. Man kann auch nicht mehr sagen, dass ein Text eine »endliche Menge von Bedeutungen hat« (man denke an die zahlreichen Interpretationen von Shakespeares *Hamlet*). Stattdessen ist davon auszugehen, dass einem Text unendlich viele Bedeutungen zugeordnet werden können.

Jeder Leser von *Hamlet* ordnet dem Drama seine je eigene Bedeutung zu. Bei gegenwärtig 7,5 Milliarden Menschen und potentiellen *Hamlet*-Lesern weltweit sind das 7,5 Milliarden potentielle Interpretationen (Bedeutungen) von *Hamlet*. Da zu hoffen ist, dass es auch künftig Menschen (und *Hamlet*-Leser) geben wird, wird es mit jedem neuen Erdenbürger, sobald er *Hamlet*

² Der Satz findet sich gleich viermal in Nietzsches Werk, zum einen in den Aphorismen 109 und 125 seiner *Fröhlichen Wissenschaft* (Nietzsche 2004a: 115, 127) und zum anderen in seinem *Zarathustra* (Nietzsche 2004b: 348, 477).

³ Zum Paradigmabegriff in der Translationswissenschaft siehe Siever (2015: 2ff.).

liest, eine neue *Hamlet*-Interpretation geben. Dynamisch bedeutet also nicht nur die Ablösung der Dingontologie durch eine Prozessontologie, sondern auch eine Temporalisierung, d. h. eine prinzipielle Unabschließbarkeit gegenüber der Zukunft.

Die **Dingontologie** behauptet, dass alles, was existiert, von der Art eines Dinges ist. Ihre Grundbegriffe sind Sein, Solidität und Totalität. Die **Prozessontologie** geht davon aus, dass alles, was existiert, von der Art eines Prozesses ist, also durch ewiges Werden und Vergehen charakterisiert ist. Demzufolge sind ihre Grundbegriffe **Werden, Fluidität und Relationalität**.

Die Lehre vom *Sein*, vom Ding, von lauter festen Einheiten ist *hundertmal leichter* als die Lehre vom *Werden*, von den Entwicklungen. (Nietzsche 2004d: 883, Nr. 538; Herv. im Original)

Ähnlich wie das neue Paradigma der Einsteinschen Relativitätstheorie (gegenüber der Newtonschen Physik) eine totale Umwälzung der traditionellen Grundbegrifflichkeit der Physik nach sich zog, erfordert die Komplexe Translationstheorie ebenfalls eine Revolution im Denken (der Leser), bevor die Darstellung einzelner Aspekte der Theorie verstanden werden kann. Auf dem Boden eines traditionellen linguistischen, semiotischen, hermeneutischen, funktionalistischen, anthropophagischen oder dekonstruktivistischen Verständnisses von Translation mögen die folgenden Ausführungen merkwürdig, seltsam oder gar unverständlich erscheinen. Der Leser ist aufgefordert, seinen epistemologischen Standpunkt und seine eingefahrenen Rezeptionsroutinen zu überdenken.

Grundsätzlich stellt sich allerdings die Frage: Warum ist es überhaupt erforderlich, eine komplexe Übersetzungstheorie zu entwickeln? Sind wir nicht zufrieden mit den bisher ausgearbeiteten Translationsmodellen? Klare Antwort: Nein, wir sind mit den bisherigen Translationsmodellen nicht zufrieden. Dafür gibt es zwei Gründe, einen allgemein wissenschaftstheoretischen und einen spezifisch translationswissenschaftlichen.

Erstens steht die Translationswissenschaft in der Pflicht, ihre eigene Disziplin mit dem aktuellen philosophischen und wissenschaftstheoretischen Diskurs in Einklang zu bringen. Verweigert sie sich dieser Herausforderung, versteinert sie und verliert den Anschluss an die Zukunft. Das Hauptmerkmal des aktuellen philosophischen Diskurses ist die Abkehr von Metaphysik und Fundamentalismus sowie die Hinwendung zu einem nachmetaphysischen und postfundamentalistischen Denken, wie es von Nietzsche eingeläutet und von Denkern wie Heidegger, Günther, Derrida, Habermas, Luhmann, Abel, Lenk oder Morin auf je ganz unterschiedliche Art fortgeführt wurde.

Zweitens sind die bisher erarbeiteten Translationstheorien unzureichend, weil sie der Komplexität ihres Untersuchungsgegenstandes (des Übersetzens) nicht gerecht werden. Sie basieren auf einem reduktiven, meist monofaktoriellen (selten bifaktoriellen) Ansatz, der zu einer simplifizierenden Modellbildung führt. Zudem verbleiben sie im Rahmen eines metaphysisch-fundamentalistischen Denkens.

Ein Beispiel aus der Naturwissenschaft mag verdeutlichen, was mit dem ersten Grund (Einklang mit dem zeitgenössischen Diskurs) gemeint ist. Wir sind es von alters her gewohnt zu sagen, dass die Sonne morgens aufgeht und dass sie abends wieder untergeht. Diese Redeweise ist einem bestimmten, nämlich dem geozentrischen Weltbild geschuldet. In diesem Weltbild steht die Erde im Mittelpunkt des Universums und die Sonne bewegt sich (wie die anderen Planeten und der Mond) um die Erde herum. Spätestens seit dem italienischen Universalgelehrten Galileo Galilei (1564–1642) wissen wir jedoch: *eppur si muove* – und sie bewegt sich doch! Die Erde nämlich um die Sonne.

Im neuen heliozentrischen Weltbild, das der Astronom Kopernikus (1473–1543) eingeführt und bewiesen hat, kreist die Erde (und die anderen Planeten) um die Sonne. Mit dem neuen Weltbild war es möglich, die Planetenbahnen wesentlich genauer zu berechnen. Ohne die Umstellung vom geozentrischen aufs heliozentrische Weltbild wäre es im 20. Jahrhundert nicht möglich gewesen Raumflüge, in den Erdorbit oder zum Mond zu berechnen und die Astronauten wieder heil zur Erde zurückzubringen.

Bemerkenswert ist, dass wir trotz besseren Wissens und entgegen der Grunderkenntnis des heliozentrischen Weltbilds heute immer noch vom *Sonnenaufgang* und *Sonnenuntergang* sprechen, als ob sich die Sonne um die Erde bewege; dabei sollte uns allen klar sein, warum die Sonne nicht mehr *aufgeht* bzw. *untergeht*.

Das Beispiel des Sonnenaufgangs zeigt uns sehr eindrücklich, wie ich finde, dass wir unserer Wahrnehmung nicht immer trauen können, vor allem aber, dass die »Dinge« nicht immer so sind wie sie scheinen – oder wie sie uns erscheinen. Unsere Wahrnehmungsorgane (Augen, Ohren usw.) sind speziell für die lebensnotwendigen Verhältnisse auf der Erde angepasst, für »Dinge«, die in etwa so groß sind wie wir. Für die Erforschung des Weltraums mit seinen »unendlichen Weiten« sind sie ebenso wenig geeignet wie für die Erforschung der atomaren oder subatomaren »Welten«.

Einen Vorschlag der Evolutionären Erkenntnistheorie (Vollmer 2000) aufgreifend, den Vermeer (2006) für die Translationstheorie fruchtbar gemacht hat, können wir bezogen auf unsere Wahrnehmungsfähigkeit drei Ebenen un-

terscheiden: den Mikrokosmos, den Mesokosmos und den Makrokosmos.⁴ Der Mikrokosmos bezeichnet die superkleine Welt der Mikrophysik, während es beim Makrokosmos um die supergroße Welt des Universums jenseits unserer Erde geht. Der Mesokosmos ist jene »mittlere« Welt zwischen Mikro und Makro, in der wir Menschen leben und auf die unsere Wahrnehmungsorgane optimal eingerichtet sind.

Den Mesokosmos dürfen wir uns nicht als Einheit vorstellen, denn er zerfällt – wie schon der deutsche Philosoph Immanuel Kant beschrieben hat – in einen phänomenalen (materiellen) und einen noumenalen (geistigen) Bereich. Der Computer, mit dem ich diese Zeilen schreibe, das Buch, das dem Leser vorliegt, und der Sessel, auf den wir uns zum Lesen setzen, sind materielle Dinge in einer wahrnehmbaren Welt. Demgegenüber können wir abstrakte Begriffe wie Theorie, Äquivalenz, Moderne, Liebe, Zeit nicht wahrnehmen; sie gehören einer geistigen, nur mit dem Verstand erfassbaren Welt an.

Der aus sprach- und translationswissenschaftlicher Sicht wesentliche Punkt dieser Unterscheidung zwischen einer materiellen (sinnlich wahrnehmbaren) und einer geistigen (sinnlich nicht wahrnehmbaren) Welt besteht darin, dass sich die Bedeutung von Worten oder Sätzen nicht durch einen simplen Verweis auf beobachtbare Tatsachen ergibt, sondern als **Interpretationskonstrukt** (Lenk 1994) das Ergebnis mentaler Prozesse ist.

Der philosophische und wissenschaftstheoretische Diskurs hat sich seit der Antike bis heute stets weiterentwickelt. Im Laufe der letzten 2500 Jahre hat sich die philosophische Weltanschauung im Abendland mehrmals geändert. Wenn wir die fraglos in Anspruch genommenen Grundannahmen – Foucault (1974) spricht in diesem Zusammenhang von Episteme – betrachten, können wir zwei fundamentale Brüche feststellen, die somit drei unterscheidbare Zeitalter bedingen:

- die Prämoderne (Antike und Mittelalter, bis ca. 1500),
- die Moderne (Neuzeit, ca. 1500 bis ca. 2000) und
- die Postmoderne (ab ca. 2000).

Der erste epistemische Bruch, der zum Beginn der Neuzeit führte, ersetzt das antike **Substanzdenken** durch das moderne **Subjektdenken**. Der zweite epistemische Bruch, der die Postmoderne eingeläutet hat, stellt vom modernen Subjektdenken auf das postmoderne **Relationsdenken** um. „Das »Jahr

⁴ Eine ähnliche Dreiteilung stammt übrigens vom deutsch-amerikanischen Philosophen Gotthard Günther (1976: 125f.), der die Welt in Mikrokosmos, Mediokosmos und Makrokosmos unterteilt.

2000« hat sich als die erwartet-unerwartet magische Epochenschwelle erwiesen“, die Moderne von Postmoderne trennt (Weingarten 2006: 287).

Mit jeder Episteme oder Weltanschauung ist ein Set von grundlegenden Sprechweisen, sprachlichen Bildern und Metaphern verbunden, die benutzt werden, um komplizierte Sachverhalte anschaulich zu machen. Stellt man sich zum Beispiel die Frage, was Sinn ist, dann würde ein Substanzdenker antworten: Sinn ist eine nicht weiter reduzierbare Einheit, die beim Übergang von einer Sprache in eine andere unverändert erhalten bleibt. Die Folge davon ist, dass der Übersetzer beim Übersetzen nur möglichst genau (»treu«) Wort für Wort ersetzen muss; viele Freiheiten darf er sich da nicht erlauben.

Ein Subjektkenner würde hingegen antworten: Sinn ist das, was die einzelnen Subjekte mit den jeweiligen Worten oder Formulierungen verbinden. Daher muss der Übersetzer darauf achten, dass die zielsprachlichen Leser denselben Sinn mit den zielsprachlichen Worten und Formulierungen verbinden, wie es die ausgangssprachlichen Leser mit den ausgangssprachlichen Worten und Formulierungen tun. Dabei kommt es auf die einzelnen Worte und Formulierungen gar nicht an; die können voneinander abweichen. Worauf es ankommt, ist, dass der Verweis auf denselben Sinn gelingt.

Ein Relationsdenker würde die Frage, was Sinn ist, so beantworten, dass Sinn aus einem Bündel an internen und externen Relationen besteht, die in ihrer Gesamtheit für einen einzelnen Menschen letztlich nicht überschaubar sind, da sie sich im Laufe der Zeit verändern können. Die Worte eines Satzes stehen untereinander in Relation (Subjekt, Prädikat, Objekt usw.), verweisen aber auch auf Worte in anderen Sätzen (man denke etwa an Pronomen, Anaphern, Kataphern usw.). Darüber hinaus sind die Worte in das komplexe Gefüge eines Sprachsystems eingebaut, verweisen also stets auch auf Synonyme, Antonyme usw. Der Sinn des Farbadjektivs weiß ergibt sich unter anderem durch den Gegensatz zu schwarz. Auch solche (außertextuellen) Relationen schwingen bei der Sinnbildung stets mit. **Sinn ist für den Relationsdenker folglich eine je subjektive Auswahl von Relationen und Relationsbündeln, die als Verweis auf andere Relationen und Relationsbündel dient.**

Für den Substanzdenker ist Sinn also etwas *Festes*, eine Substanz, die auch ohne Leser vorhanden ist und ist, was sie ist. Für den Subjektkenner ist Sinn ein *Verweis*, also etwas Vergängliches, das nicht sowieso vorhanden ist, sondern das von einem Subjekt in Bezug auf ein Wort, einen Satz oder einen Text erst hergestellt werden muss; Sinn bleibt aber für ihn eine festlegbare Einheit, auf die man sich intersubjektiv verständigen kann. Für den Relationsdenker ist Sinn ebenfalls nichts von vornherein Gegebenes, aber er zerfällt

in zahllose *Relationen* und *Relationenbündel*, die ein einzelner Leser nicht vollständig erfassen kann. Da jeder Leser unterschiedliche Relationen als relevant für die Sinnbildung empfindet, ist eine Einigung darüber, welcher Sinn gemeint ist, nur noch in Ausnahmefällen möglich und nicht – wie für den Substanzdenker – der Normalfall.

Bei unserer Argumentation unterscheiden wir zwischen zwei Arten von Änderungen: Zum einen gibt es Änderungen *innerhalb des epistemischen Rahmens* der drei Zeitalter, und zum anderen gibt es Änderungen, Umschwünge oder Umstellungen *des epistemischen Rahmens selbst* von einem Zeitalter zum nächsten.

Die Veränderung der epistemischen Grundlage im Laufe der drei genannten Zeitalter hat auch Auswirkungen auf einen der wichtigsten Begriffe der neueren Translationswissenschaft: auf den Äquivalenzbegriff. Egal, ob wir Äquivalenz als objektiv vorfindlich (Substanzdenken) oder als subjektiv konstruiert (Subjektdenken) auffassen, beiden Auffassungen ist gemein, dass sie von einer eindeutig abgrenzbaren und somit eindeutig erkennbaren Einheit (Totalität) ausgehen.

Den linguistischen Übersetzungstheorien der 1950er und 1960er Jahre ist es mit der Umstellung auf den Äquivalenzbegriff gelungen, aus dem Teufelskreis der Wörtlich-Frei-Debatte hervorzutreten. Mit dem – nebenbei bemerkt: eindimensional gedachten – Äquivalenzbegriff verbanden sie die Hoffnung, einen neuen, intersubjektiv nachvollziehbaren Maßstab für korrekte Übersetzungen etabliert zu haben. Die Hoffnung hielt jedoch nicht lange an, wie die starke Kritik seitens hermeneutischer, funktionalistischer und dekonstruktivistischer Theoretiker seit den 1970er Jahren gezeigt hat.⁵

Spätestens mit dem Hereinbrechen der postmodernen Episteme seit den 1980er Jahren und der damit verbundenen Umstellung der philosophischen Grundbegrifflichkeit von Totalität auf Relationalität war der Äquivalenzbegriff als intersubjektives Kriterium nicht mehr haltbar. Wenn sich verschiedene Subjekte (Autoren, Leser, Rezipienten, Übersetzer usw.) unter einer semantischen Einheit (Wort, Satz, Bedeutung, Sinn usw.) jeweils unterschiedlich zusammengesetzte Relationenbündel vorzustellen haben, mögen dabei zuweilen relativ ähnliche, aber nie identische Konstrukte entstehen, die dann – mangels Identität – nicht als Kriterium zur Beurteilung von Übersetzungen herhalten können. Zudem müsste sich die Ähnlichkeit der Konstrukte (Relationenbündel) ja erst in einem intersubjektiven Diskurs ergeben und könnte gar nicht vorausgesetzt werden.

⁵ Vgl. die Kritik zusammenfassend Siever (2010: 75–82).

Mit dem translatorischen Dauerbrenner »Äquivalenz« ist der bis dato letzte Versuch verbunden, ein monofaktorielles, simplifizierendes und reduktionistisches Translationsmodell zu entwickeln. Dieser eindimensionale Ansatz hat sich als Sackgasse erwiesen. Während hermeneutische Übersetzungstheoretiker mit der Favorisierung des Sinnbegriffs gleichsam in der Zeit zurückmarschierten und dekonstruktivistische Übersetzungstheoretiker in der Nachfolge Derridas Übersetzen als unmöglich ansahen und daher eine Modellbildung grundsätzlich verwarfen, haben Albrecht Neubert (1973b) und Hans Vermeer (1978) die Diskussion vorangetrieben und auf je eigene Weise ein bifaktorielles Translationsmodell entwickelt. Neubert spricht von Sinn und Zweck, während Vermeer die Begriffe Information und Skopos bevorzugt.

Zu der Zeit, als beide ihre Modelle vorstellten, wurden sie nicht unter dem Aspekt der Bifaktorialität diskutiert. Erst heute im Zeitalter des komplexen Denkens wird allmählich deutlich, welch epochaler Schritt durch die Verdopplung der „Eingangsvariablen“ (Neubert 1973: 19) geleistet wurde. Mein Vorschlag, der im Folgenden ausführlich vorgestellt werden soll, besteht darin, den nächsten Schritt von einem bifaktoriellen hin zu einem plurifaktoriellen Modell anzugehen. Insofern versteht sich die Komplexe Translationstheorie als Weiterführung des Projekts der Entwicklung einer allgemeinen Translationstheorie, wie sie Hans Vermeer seit der *Skopostheorie* (Reiß/Vermeer 1984) bis zur *Intertheorie* (Vermeer 2006) begonnen und ausgebaut hat. Die Komplexe Translationstheorie soll in den folgenden Kapiteln historisch und systematisch hergeleitet und ihre theoretischen Grundlagen und Bezüge zu anderen Ansätzen dargestellt und entfaltet werden.

Die Frage ihrer Nützlichkeit oder Praxistauglichkeit lässt sich nicht mit einem simplen Abgleich der Bedürfnisse spezifischer translatorischer Anwendungsbereiche wie z. B. des Fachübersetzens oder Dolmetschens ermes sen, sondern muss sich aus einer umfassenden Tauglichkeit für alle Translation involvierenden Anwendungsgebiete herleiten. Daher schließen sich an die Vorstellung der Theorie weitere Kapitel an, in denen an den unterschiedlichsten Beispielen gezeigt werden soll, welche Anwendungsbereiche denkbar sind, wie die Komplexe Translationstheorie funktioniert und welche Vorteile sie gegenüber anderen Theorien hat.

2. Grundlagen: Ein bisschen Theorie muss sein

2.1 Warum überhaupt Theorie?

Theorien werden häufig als lästig empfunden, besonders wenn man sie sich erst erarbeiten muss. Leider scheint die Theoriefeindlichkeit unter Übersetzern besonders stark verbreitet und ausgeprägt zu sein. Viele Übersetzer behaupten sogar, man könne auch ganz ohne Theorie übersetzen. Dem kann ich nicht zustimmen. Denn tatsächlich wendet jeder, der übersetzt, implizit eine Übersetzungstheorie an. Ich nenne sie die **Alltagstheorie des Übersetzens**. Sie besteht aus unreflektierten Wissensetzen, die wir in der Schule, im Studium, aus Büchern, von Eltern, Freunden und Kollegen oder sonst wo aufgeschnappt haben und die wir im Laufe der Zeit anhäufen, ohne dass sich aus ihnen unbedingt ein systematisches Ganzes ergibt.

Wir machen uns meistens nicht bewusst, dass wir eine Theorie haben und sie beim Übersetzen anwenden. Spätestens jedoch, wenn es darum geht, Übersetzungen anderer zu beurteilen, wird deutlich, über wie viel theoretisches Wissen wir tatsächlich verfügen. Dieses implizite theoretische Wissen nutzen wir aber nicht nur zur nachträglichen Begründung, sondern es steuert auch unbewusst unsere Übersetzungsentscheidungen. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen:

- (1) Gleich geht's los.
(1a*) Equal goes it loose.

In meiner Schulzeit haben wir bewusst solche Nonsense-Übersetzungen wie in Beispiel 1 angefertigt. Es hat uns einfach Spaß gemacht. Unser Lohn waren die verblüfften Gesichter von Lehrern und Eltern, die nicht verstanden haben, was wir aufgrund unserer »phantastischen« Fremdsprachenkenntnisse gesagt haben. Übrigens war auch Otto Waalkes, der Altstar der deutschen Komiker, seinerzeit berühmt für derartige Übersetzungsspäße. Warum aber ist eigentlich (1a*) als Übersetzung von (1) nicht akzeptabel? Jetzt sind unsere theoretischen Kenntnisse gefordert. Stellen wir uns einen Moment lang die Argumentation zwischen Lehrer und Schüler vor, die sich bei der Diskussion des Beispiels abgespielt haben könnte.

Lehrer: (1a*) ist keine Übersetzung von (1).

Schüler: Warum denn nicht?

Lehrer: Weil man so nicht übersetzt. Man kann nicht einfach Wort für Wort austauschen, man muss auch auf die Bedeutung der Wörter achten.

2. Grundlagen: Ein bisschen Theorie muss sein

Schüler: Aber wenn Sie die Vokabeln abfragen, dann fragen Sie doch, was bedeutet *equal* und wir antworten *gleich*. Und das ist doch richtig?

Lehrer: Ja. Aber wenn man übersetzt, dann kommt es nicht nur auf die Bedeutung der einzelnen Wörter an, sondern auch darauf, wie die Wörter zu einem Satz verknüpft sind und was der Satz insgesamt bedeutet. Und ob es sich um eine Redewendung handelt, die muss man als Ganzes übersetzen und nicht Wort für Wort.

Halten wir hier einen Moment inne. Der Lehrer gibt zwei verschiedene Übersetzungsmethoden an, und er sagt auch, in welchen Fällen sie zu benutzen sind: Zum einen gibt es die »Wort-für-Wort-Übersetzung«, die seiner Ansicht nach anscheinend den Normalfall darstellt, und zum anderen gibt es die »Ganzer-Satz-Übersetzung«, die nur bei Redewendungen anzuwenden ist. Das ist ein typisches Beispiel für die Alltagstheorie des Übersetzens. Aber hören wir uns noch das Ende der Diskussion an:

Schüler: Das ist mir zu theoretisch. Warum kann ich denn nicht (1) mit (1a*) übersetzen?

Lehrer: Weil kein Engländer und kein Amerikaner das verstehen würde!

Hier bringt der Lehrer ein sehr wichtiges Argument ins Spiel, das er als das ultimative Kriterium zur Beurteilung von Übersetzungen einführt: **Man muss eine Übersetzung verstehen können!** Genauer gesagt: Eine Übersetzung muss von Muttersprachlern verstanden werden können. Diese Erkenntnis klingt fast banal, aber es schadet bestimmt nicht, diese einfache Wahrheit deutlich auszusprechen. Auch bei der Übersetzung der einen oder anderen Gebrauchsanleitung wäre es von Vorteil gewesen, hätte der Übersetzer diese Erkenntnis berücksichtigt.

Jeder kennt genügend Beispiele, bei denen die über die Übersetzung vermittelte Kommunikation zwischen Autor und Leser einfach nicht funktioniert. Dies gilt auch und insbesondere im Computerbereich, wo den Anwendern immer wieder unverständliche Texte als sogenannte Übersetzungen zugemutet werden. Ein Beispiel? Bitte. Es handelt sich um ein Dialogfeld in einer Bedienungsanleitung eines Faxgerätes. Eine Gegenüberstellung mit dem Ausgangstext, der entweder auf Chinesisch oder Englisch verfasst war, erübrigt sich. Das Ergebnis der Übersetzung ist ein unverständlicher, fast unlesbarer Text, bei dem jegliche Fehlerkategorie vorzukommen scheint.

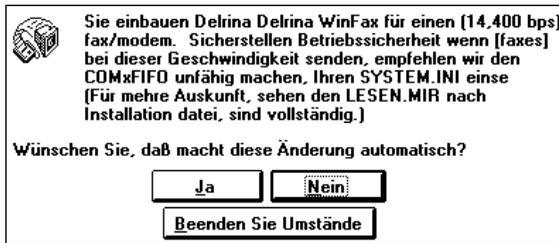


Abb. 1: Beispiel für eine schlecht übersetzte Bedienungsanleitung

Das dritte Beispiel einer schlechten Übersetzung ist eine Phishing-Mail, die ich am 4. November 2013 von der Adresse „Suppourt <oPkuydujTUYui@Mldiio.Erttvb>“ erhielt. Die vielen Rechtschreib- und Grammatikfehler, die teilweise unvollständigen Sätze und die merkwürdigen Sonderzeichen (eingerahmte Fragezeichen) sprechen dafür, dass (hoffentlich!) kein professioneller Übersetzer, der sein Handwerk versteht, an der Erstellung der E-Mail beteiligt war. Auch dieses Beispiel mag wegen der Offensichtlichkeit der Fehler und der groben Unverständlichkeit unkommentiert bleiben.

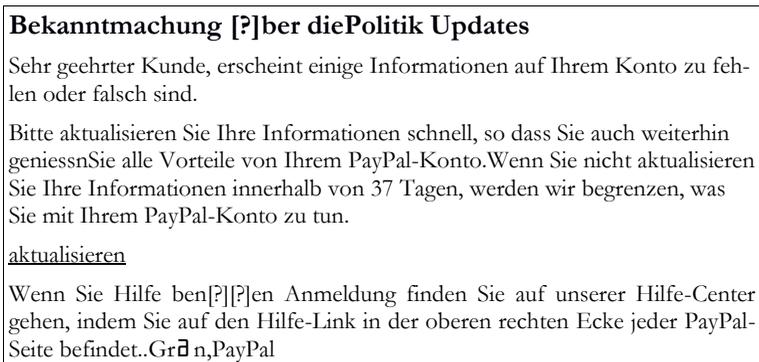


Abb. 2: Beispiel für eine schlecht übersetzte Phishing-Mail

Die Liste solcher Beispiele ließe sich beliebig verlängern. Ich glaube, wir sind uns einig, dass man die Beispiele 2 und 3 kaum guten Gewissens als gelungene Übersetzung bezeichnen darf; sie sind einfach unverständlich. Die Frage, um die es mir hier geht, ist aber: Worauf stützen sich die Argumente, mit denen wir diese Auffassung, dass es sich um schlechte Übersetzungen handelt, überzeugend vertreten können?

2. Grundlagen: Ein bisschen Theorie muss sein

Die einschlägigen Argumente können entweder auf einem Alltagsverständnis des Übersetzens oder auf wissenschaftlichen Übersetzungstheorien beruhen. Wenn wir erkältet sind, versuchen wir uns vielleicht mit dem einen oder anderen Hausmittel zu kurieren. Spätestens aber wenn wir ernsthaft krank sind, gehen wir zum Arzt. Denn der Arzt ist der für Krankheiten zuständige Experte, der eine wissenschaftliche Ausbildung absolviert hat. Er verfügt nicht nur über ein Alltagsverständnis von Krankheiten, sondern über Expertenwissen, nämlich über eine ausgearbeitete medizinische Theorie.

Bei der Beurteilung von Übersetzungen sollten wir ähnlich vorgehen. Für den Hausgebrauch mag die Alltagstheorie des Übersetzens genügen. Wenn wir Übersetzen aber als Beruf betreiben, dann brauchen wir dafür eine solide theoretische Grundlage und das heißt: eine professionelle Übersetzungstheorie.

Die kurze Diskussion zwischen Lehrer und Schüler hat ja gezeigt, dass wir fast unwillkürlich auf theoretische Kenntnisse zurückgreifen, wenn wir Übersetzungen kritisieren. Aber eine Theorie dient nicht nur zur Beurteilung von Übersetzungen. Eine gute (wissenschaftliche) Theorie sagt uns vor allem, mit welchen Mitteln wir das kommunikative Ziel erreichen können, dass unser Zieltext von den Muttersprachlern in der Zielkultur auch verstanden wird.

Wer also behauptet, man könne auch ohne Theorie übersetzen, der ist nicht ehrlich zu sich selbst, oder er hat eine falsche Vorstellung davon, was Theorien sind und wozu sie dienen.

In Sachen Theorie vertritt der australische Übersetzungstheoretiker Anthony Pym (2014: 1) übrigens eine ähnliche Ansicht: „Translators are theorizing all the time. Once they have identified a translation problem, they usually have to decide between several possible solutions.“

Was unterscheidet nun die Alltagstheorie des Übersetzens von einer »berufstauglichen« Übersetzungstheorie für professionelle Übersetzer? Es sind (1) der Grad der Ausarbeitung (und damit der sachlichen Angemessenheit), (2) der Grad an Konsistenz (und damit der Widerspruchsfreiheit) und (3) der Grad an Reflexivität (und damit der Bewusstheit). Man kann nicht einfach sagen, die Alltagstheorie des Übersetzens sei falsch. Aber sie ist nicht ausgearbeitet genug, nicht konsistent genug und nicht reflexiv genug, um den Bedürfnissen professioneller Übersetzer zu genügen.

Wir erleben die Welt und die Dinge dieser Welt in großer Selbstverständlichkeit. Diese Selbstverständlichkeit ist so groß, dass wir in der Regel die „sprachlichen Bindungen und Perspektiven“ gar nicht mehr bemerken, in denen wir im Alltag „befangen“ sind (Figal 2000: 39). Um aus dieser Befangenheit herauszukommen, brauchen wir Begriffe, die uns neue Perspektiven eröffnen. Sprach- und Übersetzungswissenschaft halten solche Begriffe für uns bereit, die uns eine neue Sicht auf längst bekannt geglaubte Dinge gewähren. Mit diesen wissenschaftlichen Begriffen sind wir in der Lage, uns über Sprache im Allgemeinen und das Übersetzen im Besonderen professionell auszutauschen. Wie wichtig das angemessene Reden über Sachverhalte ist, zeigt das folgende Zitat des Philosophen Martin Heidegger.

Wir sehen nicht so sehr primär und ursprünglich die Gegenstände und Dinge, sondern zunächst sprechen wir darüber, genauer sprechen wir nicht das aus, was wir sehen, sondern umgekehrt, wir sehen, was man über die Sache spricht. (Heidegger 1979: 75)

Wir nehmen nur wahr, was wir benennen können. Und was wir nicht benennen können, wofür wir keine Worte haben, nehmen wir an einer Sache nicht wahr. Deshalb ist es wichtig, dass eine übersetzungswissenschaftliche Theorie in der Lage ist, möglichst umfassend die Sachverhalte zu benennen, auf die es beim Übersetzen ankommt. Mit anderen Worten: Wichtige Sachverhalte oder Faktoren dürfen nicht deshalb *aus* dem Blick geraten (oder erst gar nicht *in* den Blick geraten), weil wir keine Worte dafür haben.

Theorien stellen uns Werkzeuge zur Verfügung, mit denen wir beschreiben können, was wir sehen: Das sind die wissenschaftlichen Fachbegriffe. Werner Heisenberg, einer der luzidesten Vordenker der Quantentheorie, formulierte es einmal so: „**Erst die Theorie entscheidet darüber, was man beobachten kann**“ (Heisenberg 1979: 31; Fettdruck H. S.). Wenn wir keine theoretischen Begriffe haben, zielt unser Blick ins Leere, weil er nicht weiß, nach welchen Phänomenen er Ausschau halten soll. Kann man in einem Satz Subjekt, Prädikat oder Objekt entdecken, wenn man nicht weiß, was das ist, also die Begriffe nicht kennt? Kann man Ironie oder einen indirekten Sprechakt erkennen, ohne jemals davon gehört zu haben? Ohne Theorie und Fachbegriffe können wir uns als Übersetzer den Ausgangstext in seiner sprachlichen Komplexität nicht erschließen.

Professionelle Übersetzer müssen in der Lage sein, Rechenschaft über ihr Tun abzulegen. Sie müssen ihre Übersetzungen unter Umständen gegenüber dem Auftraggeber rechtfertigen, und zwar mit guten – wissenschaftlich fundierten – Argumenten. Mit der Alltagstheorie des Übersetzens ist dies nicht

möglich. **Deshalb brauchen Übersetzer mit einer professionellen Einstellung eine professionelle Übersetzungstheorie.**

2.2 Warum eine funktionalistische Theorie?

Ein wichtiges Qualitätsmerkmal von guten Übersetzungen ist, dass sie verständlich sind. Verständlichkeit ist jedoch keine Funktion des Ausgangstextes, sondern sie ist von den Empfängern und vom Zweck des Zieltextes abhängig. Daher muss der Übersetzer bei der Zieltexterstellung zumindest in der Lage sein, das vermutlich vorhandene Vorwissen der Zieltextrezipienten einzuschätzen und die durch den Zweck gegebenen Vertextungsanforderungen zu berücksichtigen. Genau dafür bietet die **Theorie des funktionalen Übersetzens**, wie sie u. a. von Reiß/Vermeer (1984), Hönig/Kußmaul (1982) und Nord (1993) ausgearbeitet wurde, eine geeignete Grundlage.

Die Theorie des funktionalen Übersetzens hat gegenüber anderen Theorien den Vorteil, dass sie „an den Erfordernissen der professionellen Praxis ausgerichtet“ (Nord 1993: 8) ist. Diese ursprünglich handlungstheoretisch fundierte Theorie habe ich im Laufe der Zeit auf einer interpretationstheoretischen Grundlage zu einer Komplexen Translationstheorie ausgebaut, um den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gerecht zu werden.

2.2.1 Übersetzen heißt strategisch handeln

Eine der wichtigsten Grundüberzeugungen der funktionalistischen Übersetzungstheorie lautet: **Übersetzen heißt Handeln**. Das Expertenhandeln des Übersetzers wird daher im Funktionalismus spezifisch als translatorisches Handeln bezeichnet (vgl. den Titel von Holz-Mänttari 1984). Handlungen unterscheiden sich vom bloßen Verhalten durch zwei Faktoren: Am Anfang der Handlung steht eine Intention (Absicht) und am Ende ein Zweck, der mit der Handlung erreicht werden soll. Handeln zielt auf Zweckerreichung (und nicht auf ein Nachahmen oder Kopieren). Insofern können wir spezifischer sagen, dass Übersetzen ein strategisches Handeln ist.

Eine simple Intention zu haben, mag ausreichen, um einfache Zwecke zu erreichen, zum Beispiel, um sich ein Eis zu kaufen. Wenn man aber kein Geld hat, muss man sich etwas einfallen lassen – vielleicht, wie man seine Oma zu einem Spaziergang überreden könnte, der zufälligerweise an einer Eisdiele vorbeiführt, und welcher flehenden Blick man auflegen müsste, dass die Oma

einfach nicht nein sagen kann ... Handlungen, die einen gewissen Komplexitätsgrad erreichen, werden also sinnvollerweise geplant.

Zur Planung gehört wesentlich die Frage, wie der *Zweck* erreicht werden soll. Die Frage wird in der Regel mit dem Hinweis auf zielführende *Strategien* beantwortet. So ist das auch beim Übersetzen. Der Zweck, der mit der Erstellung des Zieltextes erreicht werden soll, ist die Umsetzung des ausformulierten Übersetzungsauftrags. Die Strategien beschreiben, wie die Umsetzung, also die Erreichung des Zwecks, erfolgen soll. Die ersten, die im deutschen Sprachraum von strategischem Übersetzen bzw. der Strategie des Übersetzens gesprochen haben, waren die Funktionalisten Hans Hönig und Paul Kußmaul (1982).

Aus der Erkenntnis, dass übersetzen handeln heißt, entstand das Modell des Strategischen Übersetzens. Der funktionalistische Ansatz entspricht diesem Strategiemodell, während das naive Übersetzen dem Modell entspricht, das ich als Worttaucher-Modell bezeichne. Somit können wir für unseren didaktischen Zweck zwei Arten des Übersetzens unterscheiden:

- Worttaucher-Modell: naives Übersetzen, alltagstheoretischer Ansatz
- Strategiemodell: strategisches Übersetzen, funktionalistischer Ansatz

Ein wesentliches Element des naiven Übersetzens ist die Vorstellung, die Übersetzung solle möglichst genaues Abbild des Originals in einer anderen Sprache sein. Naivität und Abbildtheorie des Übersetzens gehören zusammen, denn: „Abbilden ist ... ein naives Verhalten“, wie schon der Philosoph Ernst Bloch (1980: 127) wusste.

Das Worttaucher-Modell entspricht in Vielem einem Alltagsverständnis des Übersetzens, dem ein Großteil der Studienanfänger noch anhängt, bis sie im Unterricht mit einem besseren und reflektierteren Modell konfrontiert werden. Beruht ihr Vorgehen auf dem Worttaucher-Modell, gehen sie naiv, intuitiv und planlos vor. Die Planlosigkeit zeigt sich oft genug darin, dass der Ausgangstext in linearer Abfolge (»von links nach rechts«), übersetzt wird, ohne zuvor durch eine entsprechende Analyse Wichtiges von Unwichtigem, Gesagtes von Ungesagtem, Gemeintes von Ungemeintem gedanklich zu unterscheiden.

Wer naiv ein Abbild des Originals erzeugen will, geht in der Regel linear vor. Wer *linear* übersetzt, folgt dem Sequenzprinzip und beginnt beim ersten Wort des ersten Satzes, um sich dann von links nach rechts und von oben nach unten, Wort für Wort und Zeile für Zeile voranzuarbeiten. Das **lineare Übersetzen** ist besonders bei Anfängern und Laien anzutreffen.

2. Grundlagen: Ein bisschen Theorie muss sein

Wenn man hingegen *modular* übersetzt, folgt man dem Baukastenprinzip und beginnt mit dem Kern des Hauptsatzes (Subjekt und Prädikat), dann folgen die weiteren Satzteile und Nebensätze, einschließlich Appositionen. Wer modular übersetzt, muss also zuerst die einzelnen Sätze eines Textes einer grammatischen Analyse unterzogen haben, was bei professionellen Übersetzern routinisiert und fast unbewusst vonstatten geht.

Um modular vorgehen zu können, muss man in der Lage sein, die einzelnen Wörter zu Syntagmen (Wortgruppen) zu gruppieren und ihnen eine Satzfunktion zuzuordnen. Das erfordert ein Mindestmaß an sprachtheoretischem Fachwissen. Deshalb zeichnet das modulare Übersetzen den professionellen Übersetzer bzw. den „really competent translator“ (Nida 1964: 68) aus. Die Methode des modularen Übersetzens folgt der Grundidee des amerikanischen Übersetzungstheoretikers Eugene Nida (1964: 68), dass Übersetzen ein „process of decomposition and recomposition“ ist.

Beim Strategiemodell geht der Übersetzer professionell, reflektiert und strategisch zu Werke. Dazu gehören die Abkehr vom linearen und die Anwendung des modularen Übersetzens.

Worttauscher-Modell	Strategiemodell
naiv	professionell
intuitiv	reflektiert
planlos	strategisch
linear	modular

Tab. 1: Worttauscher-Modell vs. Strategiemodell

Der Übersetzer als Worttauscher kann durch das folgende Bild veranschaulicht werden: Ertrinken im Wörter-See. Das Bild für den Übersetzer als Strategen ist hingegen: Ordnung (Sinn) in das Heer der Wörter und Sätze bringen und sie gemäß eines (Schlacht-)Plans in eine neue Formation (Zieltext) bringen. Der Übersetzungsstrategie weiß nicht nur, wo es langgeht, sondern sorgt auch dafür, dass sich die Wörter textangemessen zu zielsprachlichen Syntagmen und Sätzen fügen. Dabei berücksichtigt der Übersetzungsstrategie selbstverständlich die Rahmenbedingungen wie Skopos, Zielkultur, Textsortenkonventionen, Adressaten, Rezipienten, Ort, Zeit, Medium usw.

Beim Worttauscher-Modell und bei den translationslinguistischen Ansätzen ist die Ausrichtung des übersetzerischen Tuns an der Regelbefolgung in Form einer Suche nach Äquivalenten überdeutlich. Es herrscht die Vorstellung vor, dass die sprachlichen Äquivalente zweier Sprachen durch die jeweiligen

Sprachsysteme vorgegeben seien. Die Äquivalenzbeziehung zwischen einem deutschen Wort (*Haus*) und einem spanischen Wort (*casa*) besteht dieser Auffassung zufolge somit bereits vor Anfertigung einer konkreten Übersetzung.

Im Gegensatz dazu gehen wir davon aus, dass es sich bei der Äquivalenzbeziehung um ein „Gleichsetzen des Nichtgleichen“ (Waldenfels 2012: 195) handelt, das erst durch den Akt des Übersetzens erfolgt und nur für diesen einen konkreten Übersetzungsfall gilt. Wir vertreten also eine **dynamische Auffassung von Äquivalenz, die nicht von vornherein besteht, sondern nachträglich entsteht**.

Auch wenn der Übersetzer als handelndes Subjekt und Übersetzungsstrategie eine zentrale Rolle im Funktionalismus spielt, ist er dennoch kein allein Handelnder, sondern ist stets in einen systemischen Kontext eingebettet. Im Gegensatz zur Hermeneutik, die einem methodischen Solipsismus verpflichtet ist, da deren Methoden „nur schwer objektivierbar und operationalisierbar“ sind (Kußmaul 1996: 229), sind die Vorgehensweisen, übersetzerischen Entscheidungen und Entscheidungskriterien des funktionalistischen Übersetzungsstrategien stets intersubjektiv nachprüfbar. Dieser Unterschied findet seine philosophische Begründung darin, dass die Hermeneutik auf einer traditionellen subjektzentrierten Handlungstheorie beruht, während der Funktionalismus sich an einer systemtheoretisch informierten Handlungstheorie (Mead, Habermas) orientiert.

Der amerikanische Soziologe George Herbert Mead beschreibt „das handelnde Individuum nicht als Urheber der Handlung, sondern als sekundäres Phänomen“ (Nassehi 2009: 141). Wenn hier von einer handlungstheoretischen Fundierung die Rede ist, dann nicht im Sinne einer individualistischen intentionalen Handlungstheorie, die durchaus mit hermeneutischen Grundpositionen kompatibel wäre, sondern im Sinne der Mead-Rezeption und der *Theorie des kommunikativen Handelns* von Jürgen Habermas (1981).

Nach Mead und Habermas ist es nicht möglich „Handlungen auf Bewusstseinszustände zu verrechnen, weil diese selbst Ergebnis solcher Mechanismen sind“ (Nassehi 2009: 143). Beide gehen vom „Systemcharakter der Handlung“ und der „Nachträglichkeit von Motiven“ aus (Nassehi 2009: 144).

Die *Nachträglichkeit von Motiven* ist für die Übersetzungstheorie besonders wichtig, da der Übersetzer sich nicht von vornherein, sondern erst bei Bedarf im Nachhinein Klarheit über seine Motive verschaffen muss, zum Beispiel wenn der Auftraggeber ihn fragt: Warum haben Sie diese Stelle so und nicht anders übersetzt? Motive sind Beweggründe. Also, ganz wörtlich: was *bewegt* den Übersetzer, eine bestimmte Übersetzungslösung zu favorisieren? Zuerst